

Bischofsbericht 2006 von Landesbischof Frank Otfried July vor der
13. Württembergischen Evangelischen Landessynode am 13. Juli 2006



Religion ist mehr als eine Privatsache

Von der Wahrheit des christlichen Glaubens und seinem öffentlichen Anspruch



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG

Religion ist mehr als eine Privatsache

Von der Wahrheit des christlichen Glaubens und seinem öffentlichen Anspruch



„ICH LASSE DICH NICHT FALLEN
UND VERLASSE DICH NICHT ...“

Gott verbindet die Mosaiksteine und Fragmente unseres Lebens. Das „Zufällige“ fällt mit seinen oftmals so schweren Lasten nicht auf uns und erdrückt uns, sondern der trägt mit, der als Gottes Gesicht und Selbstmitteilung in diese Welt kam. Der trägt mit, der schon immer die Lasten der Menschheit getragen hat: Lasten aus Schuld und Gedankenlosigkeit, aus Ungerechtigkeit und Friedlosigkeit, aus Gottesfinsternis und verweigerter Hoffnung. All das Unverständene und Unverbundene, all das Öffentliche und Private, all das Gelungene und Misslungene wird unter Gottes Angesicht zur Heilsgeschichte.

Der uns nicht fallen lässt, ruft uns zum Lastentragen für andere auf ... Wir lassen uns in dieser Welt staunend unterbrechen, in Anbetung und Hingabe brechen wir neu auf, um zu verbinden. Wir hören das Wort: „Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht ...“

Es gibt uns innere Kraft, die Aufgaben und den Weg unserer Kirche immer neu zu betrachten, um aus heilsamer Distanz neue Nähe zu gewinnen.

Nach noch nicht einmal einem Jahr im Bischofsamt ist es ein besonderer Reiz und eine Herausforderung, diesen Bericht der Synode und der interessierten kirchlichen und außerkirchlichen Öffentlichkeit vorzulegen.

Fast scheint es einem zu früh, auf diesem angefangenen Lauf durch Gemeinden, durch kirchliche Gruppen und Vereinigungen, durch Interessenvertretungen und kirchliche Institutionen, durch Gremien der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), durch politische und mediale Begegnungsebenen, durch Podiumsdiskussionen und ökumenische Kontakte – auf diesem angefangenen Lauf innezuhalten und sich unterbrechen zu lassen, um Wahrnehmungen zu sortieren und zu reflektieren. Aber es ist wohl richtig, nach einem ersten Jahr des Kennenlernens und der Wahrnehmung nun im zweiten Jahr die Schwerpunkte unserer künftigen Arbeit zu bestimmen, mit anderen in unserer Kirche – quer durch die Vielfalt – darüber ins Gespräch zu kommen und Problemlagen und Zukunftsperspektiven deutlich in den Blick zu nehmen, sich über Ziele zu verständigen. Dies wird sicher Schwerpunkt der nächsten Monate sein.

Lassen Sie mich eine zweite Vorbemerkung machen: Ein Bischofsbericht kann in die Versuchung führen, die ganze Breite der Begegnungen und Erfahrungen noch einmal anzuführen und dabei ekklesiologische Einsichten und Aussichten geschenkt zu bekommen, was nicht das Schlechteste wäre.

Ein Bischofsbericht kann auch, wie es in der Vergangenheit hoch erfreulich immer wieder geschehen ist, die verschiedenen Arbeits- und Tätigkeitsfelder unserer Landeskirche darstellen. Denn hier geschieht unter der Mitwirkung von rund 21.000 hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und dem großen Engagement von über 140.000 Ehrenamtlichen Herausragendes. Mir ist es immer wieder ein Anliegen – etwa in Kontakt mit den Medien –, dieses erfreuliche Bild weiterzugeben. Ich danke schon hier dem großen Engagement aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, hauptamtlicher und ehrenamtlicher. Es geht weder um Schönfärberei, noch um herbeigeredeten Abstieg – wir haben viele Mut machende Aufbrüche, viele gute Selbstverständlichkeiten.

Ich will bei diesem Bericht 2006 weitgehend auf eine breite Beschreibung der Tätigkeitsfelder verzichten und bitte dafür schon jetzt um Nachsicht. Ich weiß, dass es gerade für die Synode immer reizvoll war, bestimmte Arbeitsfelder aufzugreifen und je nach persönlicher Prägung zu vertiefen und zu erweitern. Es bleibt in der Aussprache unbenommen, diese Aspekte hervorzuheben.

Lassen Sie mich vielmehr den Versuch machen, von der Konzentration auf eine eher grundsätzliche Themenstellung Einsichten für unsere kirchliche Arbeit und deren Ziele zu gewinnen. Vom Charakter und auch der Entstehungsumstände dieses Berichts her kann das nur fragmentarisch sein und in vielem natürlich ergänzungsbedürftig. Ich behalte mir auch vor, in der Folge dieses Bischofsberichts und der Diskussion darüber diesen gleichsam weiterzuschreiben.

Um das Gespräch in unserer ganzen Kirche, in Kirchengemeinden, Pfarrhäusern, Gemeinschaften und kirchlichen Gruppierungen, Kirchenbezirken und auf der landeskirchlichen Ebene immer wieder aufzunehmen, können solche „Fortschreibungen“ des Bischofsberichts einen Sinn geben. Denn unsere Kirche lebt – und das ist eine immer wieder zu unterstreichende Beobachtung bei vielen Kontakten – von einem offenen Kommunikationsklima und der Transparenz von Fragestellungen und Entscheidungsvorgängen. Diese Transparenz und Offenheit möchte ich weiter fördern, sie stehen konsequenten Entscheidungen und Umsetzungen nicht entgegen.

Die Thematik dieses Bischofsberichts will sich auf den Anspruch des christlichen Glaubens konzentrieren, „öffentlichen Charakter“ zu haben, und zwar in doppelter Zielrichtung: Dies soll uns in unserer Kirche daran erinnern, dass wir nicht in unseren Milieus und Selbstgenügsamkeiten stehen bleiben. Dies soll aber auch die gesellschaftliche Öffentlichkeit, Politik und Medien zum Gespräch und zur konstruktiven Auseinandersetzung mit diesem Anspruch einladen.

1. „Was ist Wahrheit?“

Der christliche Glaube, die Kirche in sich verändernder Landschaft

Einen Originalitätspreis für die Beschreibung heutiger kirchlicher Situation, religiöser Gegenwartsströmungen und -kultur, gesellschaftlicher Gemengelage wird es kaum noch geben und ist auch nicht angestrebt. An Analysen und empirischen Untersuchungen fehlt es wahrlich nicht. An flüchtigen Schnellprognosen über Weg und Auftrag der Kirche, über Säkularisierung, Pluralisierung und Individualisierung, über die Wiederkehr des Religiösen in all seinen Strömungen und Schattierungen besteht kein Mangel. Über Werte und neue Verbindlichkeiten, Suche nach Gemeinschaft und Perspektiven formieren wir uns in unserer Gesprächslage immer wieder neu.

Manchmal kann man das mit den Wetterprognosen in Verbindung bringen und unterscheiden zwischen „gefühlter“ und „tatsächlicher“ Temperatur. Lange Jahre war die gefühlte Temperatur bei vielen: Die so genannte Säkularisierung schreitet unaufhaltsam voran, die Kirche verliert die jungen Leute komplett, die religiöse Frage wird in der Öffentlichkeit kaum noch wahrgenommen, mit der Kirche geht es bergab, langsam aber stetig: finanziell, strukturell, personell, geistlich. Manche sahen oder sehen diese Reihung andersherum gewichtet, aber im Ergebnis letztlich gleich.

Natürlich konnte und kann man diese „gefühlte Temperatur“ auch mit gemessener Temperatur in Verbindung bringen: Austrittszahlen, notwendige Strukturveränderungen, finanzielle Herausforderung in nachhaltiger Haushalter-schaft, manchmal vielgestaltige und konkurrierende Aussagegrößen über evangelische Frömmigkeit kamen und kommen zusammen. Dazu gesellschaftliche

Verschiebungen, bei denen immer nachdrücklicher und sichtbarer andere Religionen mitten unter uns Platz nehmen und uns vor Fragen stellen, die wir uns früher so nicht zu stellen brauchten.

Gleichzeitig – und alle gefühlte Temperatur korrigierend – wird aber in der vierten EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, deren Ergebnisse jetzt unter dem Titel „Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge“ vorliegen, überraschend deutlich, wie stabil und kontinuierlich manche empirischen Daten nach wie vor bleiben. Die Frage nach der Verbundenheit mit der Kirche etwa wird seit der ersten Repräsentativbefragung über Kirchenmitgliedschaft 1972 erstaunlich konstant beantwortet: 37 Prozent der Mitglieder im Westen fühlen sich der Kirche sehr oder ziemlich verbunden, ebenso viele etwas verbunden, rund ein Viertel kaum oder gar nicht. Die Häufigkeit des Gottesdienstbesuchs ist ebenfalls über die Jahre hinweg konstant. Solche Fakten bewahren uns vor kurzschlüssigen atmosphärischen Einschätzungen.

Auch in dem neuen Impulspapier des Rates der EKD „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“ über die zukünftigen Strukturen und Schwerpunkte der Evangelischen Kirche in Deutschland 2030 werden vielschichtige Analysen vorgetragen. Dabei zeigt sich aber auch deutlich, dass gerade im Bereich der Kirchenlandschaft Deutschlands sehr große Unterschiede heute und in Zukunft zu verzeichnen sind. Dies wird in der vor uns liegenden Diskussion zu beachten sein.

Vielleicht könnte man in Anlehnung und Fortführung des Temperaturbildes Folgendes formulieren: Die regionalen Unterschiede auf der ekklesiologischen Wetterkarte Deutschlands mussten von den Meteorologen kirchlicher Zukunftsplanung stark vernachlässigt werden, um leichter ein Gesamtbild zu bekommen. Gut, dass nun ein breiter Diskussionsprozess eröffnet wird und hierzu unter anderem ein Kongress in Wittenberg 2007 geplant ist. Ich begrüße diesen Diskussionsprozess und halte ihn für hilfreich.

Der Religionssoziologe Detlev Pollack beschreibt die gegenwärtige kirchliche Situation so: „Das Bild, das derzeit von der Lage der evangelischen Kirche entworfen wird, ist unklar und widersprüchlich.“ Dies spiegelt unterschiedliche Wahrnehmungen und Bewertungen und Lagebeurteilungen wider, hat aber auch möglicherweise unbequeme Folgen für die einzuschlagenden kirchlichen Handlungsstrategien.

Lassen Sie mich diese gegenläufigen Tendenzen skizzieren: Zum einen: Der Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens ist heute in Frage gestellt. Die kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung der Kirchen versteht sich nicht mehr von selbst. Deshalb nehmen wir auch die hohe Bewertung diakonischer Aktivitäten wahr, weil sie mit öffentlicher Plausibilität rechnen können. Religion wird als Privatsache verstanden und im öffentlichen Leben vordergründig so behandelt. Die vierte EKD-Erhebung zur Kirchenmitgliedschaft hat diejenigen

Kirchenmitglieder, die nur selten oder nie am Gottesdienst teilnehmen, nach den Gründen gefragt, die sie davon abhalten, am Sonntag in die Kirche zu gehen. Fast drei Viertel haben geantwortet: „Für meinen Glauben ist der Besuch des Gottesdienstes unwichtig.“ Für diese Menschen ist der Glaube zu einer Privatsache geworden, die von kirchlichen Vollzügen vollkommen abgelöst existiert. Dazu passt auch ein weiteres Ergebnis der Erhebung, nämlich dass ein Viertel der Kirchenmitglieder angegeben haben: „Ich glaube an eine höhere Kraft, aber nicht an einen Gott, wie ihn die Kirche beschreibt.“ Diese „religiös Kreativen“, wie sie eine Studie der Identity Foundation über „Spiritualität in Deutschland“ in Zusammenarbeit mit der Universität Hohenheim vom März 2006 nennt, sagen: „Meiner Meinung nach ist Gott nichts anderes als das Wertvolle im Menschen.“

Zum anderen: Es wird viel über die Wiederkehr der Religion gesprochen, wobei Wiederkehr der Religion meines Erachtens nicht gleichbedeutend ist mit Wiederkehr des Christentums oder der Kirche. Das Institut für Demoskopie Allensbach hat im April 2006 festgestellt, dass das Interesse an religiösen Themen im gesamten Jahr 2005 und auch jetzt höher ist als in den neunziger Jahren und noch am Beginn dieses Jahrzehnts – und das nicht nur im Zusammenhang mit dem bewegenden Abschied von Johannes Paul II. und der Wahl des deutschen Nachfolgers Joseph Kardinal Ratzinger als Benedikt XVI. Die Autorin dieser Studie, Renate Köcher, fragt, „ob die Kirchen überhaupt gerüstet sind, die neue Offenheit der Gesellschaft zu erkennen und aufzunehmen.“ Der Wiener Systematiker Ulrich Körtner hat aber mit guten Gründen davor gewarnt, die „Wiederkehr der Religion“ zu schnell als einheitliches Phänomen wahrzunehmen, mit dem wir uns als Kirchen vorschnell schmücken. Dies freilich hat Eberhard Jüngel schon vor rund zehn Jahren analysiert und dargestellt.

Es wird darauf hingewiesen, dass diese Wiederkehr der Religion im Feuilleton großer Zeitungen stattfindet oder in nichtgebundenen Gruppen mit sehr eigenwilligen religiösen Mischsystemen. Dort wird in diesen Tagen in Analysen der Begeisterung für die Fußballweltmeisterschaft gerne auf den religiösen Charakter verwiesen, der sich in der Erfahrung von Gemeinschaft und ihren Ausdrucksformen zeigt. Zahlenmäßig gesehen hat die Wiederkehr der Religion bisher nicht ohne weiteres institutionelle Zusammenhänge erreicht. Unsere Kirchengemeinden wissen das. Allerdings entspricht meiner Erfahrung der letzten Monate, dass in einem deutlich höheren Maß als früher eine Offenheit gegenüber religiösen und auch kirchlichen Fragestellungen besteht – bis in die Meinungsträger unserer Gesellschaft hinein. Und die Zahl der steigenden Kircheneintritte ist sicher kein falsches Indiz für diese Feststellung.

Die Herausforderung bleibt, ja sie wird in dieser unglaublich komplexen Welt noch größer: Wie will ich die Botschaft von Jesus Christus, die Botschaft der erlösenden Selbstmitteilung Gottes, in dieser Welt weitersagen? Was bedeutet diese Botschaft für uns heute? Wie können wir sie in Lebenszusammenhängen

persönlicher und gesellschaftlicher Art so formulieren, dass Zuspruch, Anspruch und Gestaltungskraft als wirklichkeitswirkend verstehbar gemacht werden können? Fragen werden uns gestellt, Interesse ist spürbar. Wie werden unsere Antworten sein?

Christoph Schwöbel bemerkt einmal: „Jede Gruppe, die Kirche eingeschlossen, hat im Pluralismus nur so viel Einfluss, wie sie ihre Überzeugungen plausibel machen kann.“

Diese Plausibilität bedeutet aber nicht Einebnung christlicher Glaubensüberzeugung auf „Normalmaß“, bedeutet nicht, unreflektiert gesellschaftlichen Trends hinterherzueilen, bedeutet aber auch nicht, der Verführung zu erliegen, nun besonders archaisch und trutzig eine hohe Glaubensburg zu errichten. Gott selbst hat sich der Geschichtlichkeit ausgesetzt in Jesus Christus – warum sollten wir es nicht tun? Zu dem Weg in unserer zeitlichen Existenz gehört, dass wir uns als Christinnen und Christen und als Kirche den Zeitfragen und zeitlichen Herausforderungen stellen.

Es ist Gott in Jesus Christus, der sich der Geschichtlichkeit ausgesetzt hat. Deshalb werden wir in der Geschichte von der Wahrheit unseres Glaubens zu sprechen haben. Wir werden im gesellschaftlichen, interreligiösen, persönlichen Diskurs von dieser Wahrheit zu sprechen und sie zu bezeugen haben, die Wahrheit, die Menschenleben und ihre gewaltige Geschichtlichkeit übergreift und gleichzeitig mitten in ihr präsent ist.

Christlicher Glaube spricht von der Wahrheit

„Was ist Wahrheit?“ So fragen wir uns, wenn wir über unseren christlichen Glauben Auskunft geben möchten. Damit fragen wir nach dem Kern und dem Wesen unseres Glaubens. Die christliche Wahrheit steht dafür, dass wir eben gerade keinem Relativismus das Wort reden, sondern dass wir bewusst wissen und verstehen, was wir glauben und darin die Wahrheit erkennen.

„Was ist Wahrheit?“ – Diese Frage wird bereits an Jesus selber gestellt. Im Johannesevangelium lesen wir: Jesus ist gefangen genommen und wird nun von Pilatus verhört. Pilatus will wissen, ob Jesus ein König ist, der König der Juden. Jesus bejaht. Er ist ein König. Das ist ein Auftrag mit großer Öffentlichkeitswirksamkeit. Er ist dazu in die Welt gekommen, die Wahrheit nicht für sich zu behalten, sondern sie allen zu bezeugen. Für uns mag sich dies vielleicht allzu selbstverständlich anhören. Für Pilatus ist es das nicht. So fragt er zurück: „Was ist Wahrheit?“ (Joh 18,38) Ich möchte diese Frage ernst nehmen. Ich möchte sie nicht, wie dies in der Regel geschieht, abtun, als hätten wir es hier eben mit einem skeptischen, nur rhetorisch fragenden Pilatus zu tun. Ich verstehe diese Frage vielmehr als Herausforderung. Es ist die Frage danach, was unseren Glauben ausmacht und wie wir unseren Glauben leben. Es ist die Erlaubnis, sich am Streit um die Wahrheit zu beteiligen. So möchte ich Pilatus auf seine Frage antworten:

- Wahrheit hat mit der Christusbotschaft zu tun. In den auf die Pilatusfrage folgenden Abschnitten des Johannesevangeliums erfahren wir diese Wahrheit, nämlich die liebende Hingabe des Lebens Jesu für die Welt und in ihr das Heil der Welt. (Joh 18-21)
- Wahrheit hat mit Öffentlichkeit zu tun. Das Evangelium besitzt einen öffentlichen Anspruch. Wir halten mit dem, was wir glauben, nicht hinter dem Berg und ziehen uns nicht in Nischen zurück.
- Wahrheit ist kein Besitz. Sie ist nichts Statisches. Sie ist vielmehr dynamisch, sie ereignet sich, sie erweist sich. Das heißt: Wahrheit wirkt weder wie ein alles erschlagenden Meteor noch muss auf sie im Sinne eines Relativismus verzichtet werden. Wir begnügen uns nicht mit einer Teilwahrheit für den Privatbereich unseres Lebens.
- Wahrheit und Hören gehören zusammen. „Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme“ (Joh 18,37), sagt Jesus. Die Wahrheit des christlichen Glaubens hört auf das Wort Gottes. Sie kann zuhören und nachdenken und bewahrt somit sowohl davor, den anderen zu überhören, als auch davor, den anderen gar nicht erst zu Gehör kommen zu lassen. Im Hören auf den anderen ist eine Würdigung des anderen ebenso enthalten wie die Bereitschaft, sich durch ihn in Frage stellen zu lassen. Hören bedeutet auch, dass christlicher Glaube nie nur mit dem Nach-Außen-Gehen zu tun hat. Er hat genauso auch eine innere Seite, die gepflegt werden will.
- Wahrheit macht Menschen glaubwürdig. Und glaubwürdige Menschen sind die beste Werbung für die Kirche, besser als jedes am Schreibtisch entworfene Reformprogramm.
- Pfarrerinnen und Pfarrer unserer Landeskirche bezeugen in besonderer Weise diese Wahrheit, stehen öffentlich für sie ein und sind in besonderer Weise von den gesellschaftlichen Umbrüchen betroffen. Sie leben und verkündigen in einem öffentlichen Spannungsfeld, und ich möchte ihnen deshalb an dieser Stelle besonders danken.

Säkularisierung

Die Öffentlichkeit des Evangeliums, die sich für uns mit der Pilatusfrage stellt, wird gegenwärtig in unserer Gesellschaft nicht besonders stark wahrgenommen. Das liegt auch daran, dass es in der medialen Öffentlichkeit laut und unübersichtlich zugeht. Christlicher Glaube ist keine Selbstverständlichkeit mehr. Was jemand glaubt und wie er seinen Glauben lebt, wird im Gegenteil häufig als Privatsache angesehen, in die sich keiner einzumischen hat, die Kirche schon gleich gar nicht. Der Einzelne ist sich in religiösen Dingen selbst überlassen. Entsprechend wird Säkularisierung landläufig als Entchristlichung der Gesellschaft gedeutet. Die

Menschen interessieren sich – im Gegensatz zu früher – nicht oder nicht mehr für die Kirche. Dies gilt als zu überwindender Negativzustand.

Dazu eine historische Erinnerung: Verließ ein Priestermonch die Klausur und wurde ein Weltgeistlicher, ein Pfarrer, der für die Menschen in der Welt da war, so hieß und heißt das bis heute: Säkularisation. Säkularisierung wird im Gefolge des Westfälischen Friedens 1648 und des Reichsdeputationshauptschlusses 1803 als Veränderung der politischen Ordnung angesehen. Mit ihr hängt die kategoriale Unterscheidung zwischen Staat und Religion zusammen, das Ende der geistlichen Fürstentümer. Staatsangehörigkeit wird nicht mehr durch Konfessionszugehörigkeit definiert. Säkularisiert heißt jetzt: Kirchlicher Besitz wird in die Hand einer säkularen, also weltlichen Macht überführt. Übrigens ist das eine Position der Reformation. Im 28. Artikel der Augsburger Konfession lesen wir von der strikten Trennung von geistlichem und weltlichem Amt. Herrschaft über Territorien ist weltliches Amt. Aus konfessionell homogenen Staatsgebieten waren moderne Staaten mit gemischten Religions- und Konfessionsverhältnissen geworden. Religionsfreiheit war nun garantiert.

Einige Beobachtungen zum Begriff „säkular“: Viele Substantive sind daraus gewachsen, gewuchert: Säkularisation, Säkularisierung, Säkularismus. Schon die Wucherung zeigt an: Es ist ein hoch besetzter Begriff. Aus dem (kirchen- und reichs-) rechtlichen Begriff „Säkularisation“ für die „Verweltlichung geweihter Sachen“ hat sich dann „Säkularisierung“ entwickelt als Begriff zur Benennung der zunehmenden Distanznahme der öffentlichen Kultur(en) vom institutionell verfassten Christentum.

Die kirchliche Reaktion auf die Säkularisierung lässt sich so umschreiben: Das ist Glaubensverlust, kürzester Ausdruck für die Entchristlichung der modernen Menschheit, eine Kampfparole der modernen Gesellschaft. Noch heute wird das in den USA „secular humanism“ genannt.

Ein Begriff also, der nicht nur benennt und beschreibt, sondern der mit vielerlei Wertungen belegt ist: zeitweise eine Kampfparole gegen Christentum und Kirche – und umgekehrt von Kirchen und christlichen Gruppen gegen diese gesellschaftliche Entwicklung. Mindestens enthält der Begriff ein Element der Bedrohung, des Bedeutungsverlusts, der Marginalisierung von Christentum und Kirche. Aber: Haben wir schon einmal überlegt, wie es ist, in einer nicht-säkularen Gesellschaft zu leben, in einem konfessionellen Einheitsstaat des 16. Jahrhunderts – Hugenotten oder die evangelischen Salzburger – oder im heutigen Saudi-Arabien? Aufgrund der mit der Säkularisierung verbundenen Religionsfreiheit konnten viele evangelische Christen, die um ihres Glaubens willen ursprünglich nach Amerika auswandern mussten, nun bleiben, wenn wir etwa an die Gründung Korntals denken.

Diese aufgeklärte Säkularität ist auch aus Gründen des christlichen Glaubens aktiv zu vertreten, folgt doch die Trennung von Religion und Recht, Kirche und Staat

– und damit die Abwehr theokratischer Tendenzen – aus dem reformatorischen Verständnis des Glaubens selbst.

Diese Säkularisierung ist begleitet von einem Prozess der Umdeutung christlicher Gehalte zu Themen weltlicher Verständigung. Die Gottebenbildlichkeit des Menschen findet etwa eine weltliche Entsprechung in der unantastbaren Würde des Menschen. So gesehen bezeugt die Säkularisierung die Wahrheitskraft des christlichen Glaubens.

Können wir da mitgehen? Können wir Säkularisierung auch als Chance ansehen? Ich meine ja. Dazu gehört dann, dass wir die darin enthaltene Herausforderung auch aktiv und offensiv angehen. Das heißt: Diese Sicht des Christentums in der Moderne ist natürlich kein Grund, sich bequem zurückzulehnen und sich damit zufrieden zu geben, dass unsere christlichen Einstellungen sich wenigstens im all-gemein Menschlichen widerspiegeln, dass immerhin von einer starken „Prägenkraft des Christentums“ in Staat und Gesellschaft gesprochen wird.

Wir haben diese säkulare Gesellschaft auf die Wurzeln ihrer Verfasstheit hinzuweisen und uns als Kirche in aller Freiheit mehr zu Wort zu melden! Es ist die Zeit gekommen, in all diesen Zusammenhängen und mit dem dazugehörigen Problembewusstsein neu und sichtbar das Profil, das Antlitz, die Eigenart unserer Kirche zu zeigen. Gerade weil wir mitwirken und mitgestalten und hineinverflochten sind in unsere Gesellschaft, ist es immer auch notwendig zu zeigen, woher wir leben und gestalten können. Dabei müssen wir aufpassen, dass aus der Sorge für die beste Gestalt, „das Evangelium unter die Leute“ zu bringen, nicht eine quälende Selbstsorge der Kirche wird. Bei all unseren Überlegungen muss durchschimmern, um was es uns geht. „Denn der christliche Glaube lebt von der Verheißung Jesu Christi: ‚Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende‘ (Mt 28,20). Insofern kennt der christliche Glaube die Sorge um seinen eigenen Bestand nicht, sondern weiß die seine Fortdauer betreffende Existenzfrage in der göttlichen Fürsorge bestens aufgehoben.“ (Eberhard Jüngel)

Die Neu-Entdeckung von sakralen Räumen inmitten hektischer Städte, die Sprachkraft von Symbolen und Ritualen, die Visualisierung von kirchlichen Zusammenhängen und Aufgaben in der Öffentlichkeit, die evangelisch reflektierte Besinnung auf Vorbilder im Glauben, die Kultur gestaltende Kraft der Kirchenmusik gehört für mich genauso dazu, unser kirchliches Antlitz deutlich zu zeigen, wie die Sichtbarkeit evangelischer Diakonie, die Seelsorge in der Hospizarbeit mit ihrer Sterbebegleitung, die Besuchsarbeit in Gemeinden, die sich zur Kirche bekennende Jugendkultur wie Formen christlich-bürgerschaftlichen Engagements. Dies kann nur eine unvollständige Aufzählung sein.

Ich bin bei meinen vielerlei Begegnungen immer wieder beeindruckt und bewegt, was die Vielfalt und den Reichtum christlichen Engagements betrifft. Ich bin aber auch der Überzeugung, dass wir für die kirchliche Erkennbarkeit und Identifikation

mit der Institution Landeskirche eintreten und werben sollten. Die oftmals vorhandene Grundhaltung allgemeiner Christlichkeit in individueller Privatheit ist stärker mit der Kirchlichkeit in unserer Landeskirche in Verbindung zu bringen.

Wir können die öffentliche Gestalt und den öffentlichen Gestaltungswillen des christlichen Glaubens nur dann plausibel vertreten, wenn viele Menschen diesem Gestaltungswillen durch ihre Zugehörigkeit zur Kirche Ausdruck geben. Entsprechend führen uns die Ergebnisse der vierten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung als Ziel wie als theologische Aufgabe dringlich vor Augen, wie wichtig es ist, den Kirchenmitgliedern in ihren vielfältigen sozialen und je individuellen Bezügen die geistliche Dimension ihrer Kirchenmitgliedschaft beziehungsweise das untrennbare Zusammengehören von Glauben und Kirchenbindung plausibel und erfahrbar zu machen.

Ulrich Ruh sagt es so: „Das Volk Gottes besteht allerdings nicht nur aus profilierten Einzelkämpfern und Persönlichkeiten mit einer individuellen Bekehrungsgeschichte, sondern hauptsächlich aus eher unauffälligen ‚Normalchristen‘ verschiedener Couleur. Und auch Menschen, die als Einzelne bewusst zum Glauben gefunden haben und ihn in erwachsener Mündigkeit zu leben versuchen, können dies nicht allein tun, brauchen vielmehr die Gemeinschaft als Bestärkung wie als Entlastung oder schlicht auch als Resonanzboden.“

Dass Religion zur Privatsache geworden ist, kann man auch nicht mit einem Hinweis darauf abtun, dass „Religion“ ja sowieso etwas rein Menschliches sei und mit Gott gar nichts zu tun habe. Diese Form der Religionskritik existiert zwar immer noch. Sie verkennt jedoch das Wesen jeder Religion. Denn Religion meint – sofern man angesichts der Fülle verschiedener Definitionen überhaupt sagen kann, was Religion ist – diejenige Perspektive auf die menschliche Wirklichkeit, die weiß: Der Mensch ist mehr, als in seinen eigenen und überschaubaren Lebensmöglichkeiten beschlos- sen ist, mehr, als er selber zu seinem Leben beitragen kann. Dies ist die dankbare Überzeugung beziehungsweise das Glaubenswissen, sich einer nichtmenschlichen Instanz zu verdanken. In den meisten Religionen wird diese Instanz als personale Gottheit aufgefasst. Dadurch gewinnt das Weltganze einen Sinn. Dadurch werden Lebenserfahrungen und Lebenszufälligkeiten erklärbar und deutbar.

Der christliche Glaube bekennt, dass sich uns Gott selbst in Jesus Christus offenbart hat und dass darum jeder Mensch ein unverwechselbares Geschöpf Gottes ist. In diesem Sinn hat die christliche Theologie schon von ihren Anfängen an den vorchristlich-lateinischen Begriff *religio* angeknüpft und ihn so gefüllt, wie sie Religion versteht: als Rückbindung menschlichen Daseins an Gott. Entsprechend verstehen wir den Glauben als durch das Wort Gottes gewirkt, durch das Wort der Predigt, des Zuspruchs und der Vergebung. Dass dies noch deutlicher wird – auch in einem säkularen Kontext –, dafür wollen wir eintreten. Und dass dies in der Gemeinschaft der Kirche und der Kirchengemeinde erlebt wird – und nicht nur im privatreligiösen Alleingang –, das soll immer wieder deutlich werden. Eine unserer

Kirchengemeinden bringt dies in ihren Leitsätzen für ihre Vision von Gemeinde treffend zum Ausdruck: „Jeder soll merken, ich gehöre zur Kirchengemeinde.“

Und schließlich: Die Kirche wird das private Christentum weiterhin fördern – zum Beispiel durch Seelsorge für den Einzelnen. Aber das Individuum kann nicht die einzige Instanz sein, die über Zukunft und Bestand der christlichen Religion entscheidet. Denn Religion ist mehr als eine Privatsache.

2. Dimensionen des christlichen Glaubens ■ in der Öffentlichkeit

Die Kirche hat einen Öffentlichkeitsauftrag. Diese Begrifflichkeit hat sich nach dem inneren und äußeren Zusammenbruch 1945 herausgebildet, um die gesellschaftliche Verantwortung der Kirche zu bezeichnen. Es geht dabei also nicht in erster Linie um Werbung für die Kirche oder um Lobbyarbeit, auch nicht im engeren Sinne um Evangelisation und Mission (zwei in ihrer Weise besondere Dimensionen von Kirche), sondern um die Mitwirkung der Kirchen bei Aufbau, Erhalt und Entwicklung des Gemeinwesens.

Dies leitet sich unter anderem her aus der lutherischen so genannten „Zwei-Reiche-Lehre“. Hier werden nicht das Reich Gottes und das Reich der Welt einander gegenübergestellt, sondern zwei Weisen, wie Gott regiert: in der Kirche durch die Verkündigung des Evangeliums und durch die Sündenvergebung, in der Gesellschaft durch das Gesetz. Doch in beiden Reichen herrscht Gott. Er will nicht nur, dass Menschen gerettet werden, sondern er will auch, dass diese Welt gut regiert wird und die Menschen in ihr menschenwürdig leben können. Schon in der Reformation hat die evangelische Kirche im Bereich der Gesellschaft Verantwortung übernommen, vor allem im Bildungsbereich. Wir denken an die Schulschriften Luthers, an Melanchthons Antrittsvorlesung in Wittenberg, an die Predigten von Brenz. Dies ist für die lutherische Tradition prägend.

Die weltlichen Dinge haben keine Heilsbedeutung. Gott will jedoch, dass diese Erde von den Menschen gut gestaltet wird, kultiviert wird. Dazu hat er uns die Vernunft gegeben – wobei Vernunft nicht technokratisch verkürzt verstanden wird, sondern Ethos und Moral und die entscheidende Frage nach dem jeweils individuell Angemessenen, also der lebenspraktischen Übersetzung in die Lebensverhältnisse, einschließt. Vernunft bezeichnet den Bereich menschlicher Verantwortung und menschlicher Freiheit.

Der Bildungsauftrag der evangelischen Kirche

Glaube braucht Bildung – Bildung braucht Glauben. Die doppelte Zielrichtung evangelischer Bildungsarbeit ist mit diesen Worten angezeigt. Die eine richtet

sich auf die Subjektivität des Glaubens. Man kann das zeigen an einem der Schlagworte der Reformation: „Priestertum aller Gläubigen“. Das heißt nicht, wie oft missverstanden, dass nun in der Kirche demokratische Zustände herrschen; und es ist auch nicht zu verwechseln mit einem Pfarrertum aller Gläubigen. Das Priestertum aller Gläubigen heißt, dass jeder und jede direkt, ohne Vermittlung eines Amtsträgers, vor Gott steht, nicht nur im Gebet, sondern auch in der Gewissensentscheidung und in der letzten Stunde. Es gibt eine Eigenverantwortung, die niemand dem anderen abnehmen kann. Deshalb legt der Protestantismus so großen Wert auf die Mündigkeit der Einzelnen. Deshalb erhält Bildung, religiöse Bildung, Glaubensbildung, theologische Bildung für Nichttheologen in der Reformation einen so hohen Stellenwert, dass der Protestantismus insgesamt von manchen Theoretikern als Bildungsbewegung verstanden wird. Evangelischer Glaube braucht Bildung. Es gibt kein Glaubensleben ohne Glaubenswissen. Die Selbstverantwortung der Glaubenden und die Mündigkeit der Kirchenmitglieder gehören zusammen. Bildung bewahrt den Glauben vor Verführbarkeit und Fanatismus.

Im Leitmotiv der Bildungskonzeption unserer Landeskirche heißt es: „Der Bildungsauftrag (der Kirche) wurzelt im Verkündigungsauftrag: Verkündigung ist ein personales Bildungsgeschehen, das Bildung freisetzt und zugleich voraussetzt. Als reformatorische Kirche beziehen wir uns auf das Zeugnis der Bibel und pflegen den Umgang mit der Bibel ...

- Es gibt kein Glaubensleben, keine Glaubensgewissheit ohne Glaubenswissen.
- Bildung macht sprachfähig und befähigt damit zum Zeugnis und zur Rechenschaft über das, was trägt, über die Hoffnung, die in uns ist.
- Bildung bewahrt den Glauben vor Verführbarkeit und Fanatismus.
- Bildung ermöglicht Konsensbildung und Lebensgestaltung des Glaubens.
- Bildung ermöglicht Gesprächsfähigkeit aus dem Glauben.“

Ziel evangelischer Bildungsarbeit ist die Mündigkeit der Gemeindeglieder, und zwar nicht nur in Sachen der Weltgestaltung, sondern gerade auch in Sachen des Glaubens. Sie geschieht in der Absicht, den Glauben zu stärken. Das kann aber nur in Freiheit geschehen, ohne Zwang, nur durch das Wort. Und deshalb lässt sich der Ausgang nicht programmieren. Schon am Ende der Reformationszeit wurde von einigen Theologen diskutiert, ob man den Laien die Bibeln nicht wieder wegnehmen sollte, da sie oft nicht das herauslasen und verstanden, was den Theologen richtig schien. Kirchliche Bildungsarbeit lässt sich nicht am kurzen, normierenden Zügel machen. Sie muss das Risiko der Freiheit und Mündigkeit eingehen.

Der zweite Aspekt evangelischer Bildungsarbeit betrifft den so genannten Öffentlichkeitsauftrag der Kirche. Mit ihrer Bildungsarbeit trägt Kirche bei zur humanen Qualität der Gesellschaft, zu Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Das ist eine genuine Aufgabe der Kirche und nicht nachrangig, denn Gott will, dass diese Welt erhalten bleibt und Menschen in ihr menschenwürdig

leben können. Die evangelische Kirche nimmt ihren Öffentlichkeitsauftrag überwiegend auf diesem indirekten Weg, nämlich als Bildungsarbeit, wahr. Sie tut das zum einen, weil nur so nachhaltig etwas erreicht werden kann. „Die beste Wehr einer Stadt sind nicht dicke, feste Mauern, sondern eine gebildete Bürgerschaft“, soll Johannes Brenz gesagt haben. Und zum andern, weil das dem Wesen und Auftrag der Kirche entspricht. Bildung braucht Glauben; Gesellschaft braucht nicht nur Religion, sondern gelebte und gebildete, gesellschaftlich vermittelbare Religion. Sie braucht Menschen mit Glaubensbildung. Sie braucht die Sinnressource der religiösen Sprache und Überlieferung. Deshalb tritt die Evangelische Landeskirche für gut ausgestattete Theologische Fakultäten ein, weil sie durch ihre theologische Forschung, ihre Ausbildungsarbeit und ihre Mitwirkung am interdisziplinären Gespräch für einen weiten Bildungshorizont eintreten und einen Akzent gegen instrumentelle Engführung neuerer Bildungskonzepte setzen. Die Akzente, die die Landeskirche mit ihren Seminaren und kirchlichen Schulen setzen möchte, zielen in dieselbe Richtung. Darüber hinaus weisen auch die vielfältigen Arbeiten im Pädagogisch-Theologischen-Zentrum (PTZ) auf die Bildungsarbeit hin, die weit über eine reine begleitende Fortbildung von Religionslehrern und -lehrerinnen hinausgeht. Bildungsarbeit an Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen liefert Wissensbestände, damit auch die in der säkularen und pluralen Gesellschaft vorhandenen christlichen Prägungen und Traditionen deutlicher erkennbar werden. Zum Verständnis der sich in der Säkularisierung vollziehenden Transformationsprozesse ist Glaubenswissen erforderlich. Dies ist Herausforderung und Chance christlicher Bildungsanstrengungen. So nehmen wir die Verantwortung für das öffentliche Christentum wahr. Die Verantwortung dafür, dass dies den Menschen bewusst ist, liegt bei uns, bei der Kirche, also bei der Institution, die den christlichen Glauben in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit darstellt und vertritt.

Neuverständigung zwischen Kirche und Diakonie

Diakonie ist eine Aufbruchbewegung von Kirche: Hineingehen und mitwirken in unserer Gesellschaft, stellvertretend Aufgaben übernehmen und, wo nötig, mitwirken an der Sozialgestaltung unserer Gesellschaft, anwaltschaftlich eintreten für diejenigen, die vergessen werden, die Opfer sind und die ohne Zuwendung nicht leben können.

Christen und Kirchen haben diese besondere Berufung neu aufzunehmen. Es gilt, nicht der Versuchung anheim zu fallen und uns als Kirchen in abgeschlossene Zirkel zurückzuziehen, die ihre Frömmigkeit und einzelsoziales Tun leben. Wir sind vielmehr Teil des Netzwerkes dieser deutschen und europäischen Gesellschaft und wollen dies auch in Zukunft sein. Denn eines hat uns gerade die Diakonie immer wieder gelehrt: Religion ist eben nicht nur Privatsache, sondern gelebter christlicher Glaube nimmt teil an der Welt und ist in der Welt. Deswegen hat sich eine Neuverständigung zwischen Kirche und Diakonie zu ereignen. Wir wollen neue Brücken bauen zwischen verfasster Kirche – insbesondere in Gestalt unserer Kirchengemeinden – und der Diakonie,

auch und insbesondere der Unternehmensdiakonie in ihren vielfältigen Beanspruchungen und Herausforderungen. Ekklesiologie und Diakonie sind nicht voneinander zu trennen, Diakonie ist eine Dimension der Kirche.

Diese untrennbare Verbindung ekklesiologischer und diakonischer Aspekte entspricht übrigens auch der volkshkirchlichen Einstellung zum Verhältnis Kirche und Diakonie, wie aus der aktuellen EKD-Mitgliedschaftsuntersuchung hervorgeht – auch wenn die Kirchenmitglieder sich dessen vielleicht gar nicht immer bewusst sind. Werden die Kirchenmitglieder in Ost und West nach ihren Erwartungen an die Kirche und an die Pfarrerrinnen und Pfarrer befragt, so antworten jeweils etwa 80 Prozent: Die Kirche und die Pfarrer und Pfarrerrinnen sollen sich um Probleme von Menschen in sozialen Notlagen kümmern und Alte, Kranke und Behinderte betreuen. Für etwa die Hälfte der Kirchenmitglieder ist dies sogar ein Grund dafür, dass sie Kirchenmitglieder sind. Und unter denjenigen, die sich freiwillig engagieren, sind die altruistischen Motive (anderen Menschen helfen, praktische Nächstenliebe üben, etwas Nützliches für das Gemeinwohl tun) die entscheidenden. Damit hat in der Überzeugung der Kirchenmitglieder – sogar auch dort, wo das eigene Verhältnis zur Kirche von Distanz oder Gleichgültigkeit geprägt ist – Diakonie einen ebenso hohen Stellenwert wie Verkündigung, Gottesdienst und die Begleitung an den Wendepunkten des Lebens durch Amtshandlungen. Dass gerade die diakonische Arbeit in unserer Gesellschaft als Wertschätzungsgrund für die Kirche insgesamt angesehen wird, gilt es wahrzunehmen, ohne uns darauf auszuruhen. Aus dieser gesellschaftlichen Plausibilität von Kirche in ihrer Diakonie darf freilich keine Rechtfertigungslehre „allein aus Tun“ entstehen.

Die Diakonie ist aus historischen und politischen Gründen weitgehend aus der verfassten Kirche beziehungsweise den Kirchengemeinden ausgewandert in die Arbeit besonderer diakonischer Einrichtungen, die separat und selbstständig funktionieren. Am nächsten erfahrbar ist in vielen Kirchengemeinden oft die Arbeit der Diakoniestationen. Aber auch hier diktieren fachliche und ökonomische Herausforderungen die Strukturen. Erfreulich sind deshalb viele Modelle, die kirchliches Profil in den Diakoniestationen zeigen. Dennoch: Das Leben jeder Gemeinde hat notwendigerweise eine diakonische Dimension. Diese ist neu bewusst zu machen, auch wenn es parallel dazu diakonische Aufgaben gibt, die aufgrund der fachlichen Spezialisierung von eigenen diakonischen Einrichtungen übernommen werden. Kirchliche und diakonische Aktivitäten dürfen in unserer Wahrnehmung nicht auseinander laufen. Hier ist ein besonderes Aufgabenfeld unserer Diakoninnen und Diakone.

In theologischen Begründungen und Leitbildern wird deshalb immer wieder zu Recht auf Johann Hinrich Wichern Bezug genommen, der gesagt hat: „Die innere Mission ist nicht eine Lebensäußerung außer oder neben der Kirche, ... sondern sie will eine Seite des Lebens der Kirche selbst offenbaren, und zwar das Leben des Geistes der gläubigen Liebe ...“

Entsprechend bezeichnet Artikel 15 Absatz 1 der Grundordnung der EKD Diakonie als „Wesens- und Lebensäußerung der Kirche“. Dem ist zuzustimmen. Gerade Wicherns Lebenswerk, sein theologisches Denken und diakonisches Handeln zeigen ja, dass diakonische Arbeit zur inneren Farbenskala der Offenbarungsgeschichte selbst gehört. Ich zitiere Wichern selbst: „Christi Erscheinung ist die volle Offenbarung der Diakonie.“

Diakonisches Handeln folgt aus der Botschaft von der Nähe Gottes zu den Menschen in Jesus Christus. Das Jesuswort „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken“ (Mt 11,28) gilt! Diakonischer Gemeindeaufbau hat etwas mit Sozialraumgestaltung zu tun. Kirchengemeinden sollten auch immer wieder einen Blick auf die spezifischen Lebensumstände ihres Ortes, ihrer Region richten und nach Personengruppen schauen, die kirchlicher Unterstützung bedürfen.

Zur diakonischen Dimension gehört auch die öffentliche Einmischung und Mitgestaltung. Ich danke hier den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus der Diakonie, die zum Beispiel in der Härtefallkommission mitarbeiten. Diese Mitwirkung war nicht unumstritten, und eine Bewertungsphase der Mitarbeit ist vorgesehen. Aber es zeichnet sich ab, dass das hohe Engagement – übrigens aller Mitglieder der Härtefallkommission – oftmals erfolgreich den Menschen und Familien mit Migrationshintergrund zugute gekommen ist.

Umso unverständlicher und härter war es, dass einzelne in der Härtefallkommission positiv entschiedene Fälle vom Innenministerium anders bewertet und mit entsprechenden Konsequenzen beschieden wurden. Dies hat viel Unverständnis auch in unseren diakonisch tätigen Asylkreisen hervorgerufen. Ich bitte deshalb die politisch Tätigen erneut, sich bald auf eine Altfallregelung zu einigen und dadurch auch die Härtefallkommission zu entlasten. Die Menschen werden es ihnen danken.

Interreligiöser Dialog

Nicht erst seit der Synode im Frühjahr 2006, die sich insbesondere mit unserem Verhältnis zum Islam befasste, fragen wir danach, wie wir unser Zusammenleben mit anderen Religionen gestalten. Immer wieder ist es erforderlich, dass wir als evangelische Christinnen und Christen wissen, welche Formen der Begegnung uns offen stehen, ohne von der Wahrheit unseres Glaubens abzuweichen. Die Begegnung mit anderen Religionen ist gleichsam die Nagelprobe des christlichen Wahrheitsbewusstseins bei gleichzeitigem Leben in der gestalteten Pluralität. Lassen Sie mich dafür ein Beispiel nennen. Vor wenigen Wochen, im Juni 2006, fand in Augsburg das Interreligiöse Musikfestival Musica Sacra International statt. Zur Aufführung wurde sakrale Musik aus den fünf Weltreligionen Christentum, Judentum, Islam, Buddhismus und Hinduismus gebracht. Katholische Kirchen kamen als Veranstaltungsorte für nichtchristliche und nichtjüdische Aufführungen nicht in Frage, evangelische Kirchen auch nur bedingt.

Daran entzündeten sich Diskussionen. Viele Stimmen wurden laut, die die Haltung der Kirchen hier nicht verstehen. Warum können wir unsere Gotteshäuser und vor allem unsere Gottesdienste nicht einfach den anderen Religionen öffnen? Warum können wir nicht guten Gewissens die religiöse Praxis einer anderen Religion in unsere Gottesdienste holen? In unseren Kirchenräumen soll die Wahrheit des christlichen Glaubens zur Sprache kommen! Ohne das Wahrheitsbewusstsein des christlichen Glaubens, das seine Wahrheit von Jesus Christus her empfängt, kann keine wirkliche Begegnung und kein wirklicher Dialog stattfinden.

Mir fällt auf, dass dieser schwierige Hochseilakt des gesprächsfähigen Bekennens immer wieder zu Abstürzen in die eine oder andere Richtung führt. Wir werden sowohl im innerkirchlichen Gespräch als auch im Diskurs in der Öffentlichkeit stets von Neuem erarbeiten müssen, was Dialog heißt und warum dieser Dialog in unserer Gesellschaft notwendig ist – aber auch, was Dialog nicht heißt, nämlich ein letztlich künstliches Kreisen um den kleinsten gemeinsamen Nenner, ein Extrahieren einer religiösen Allgemeinheit.

Unbeschadet dieser Feststellung gilt, dass alle Weltreligionen ihren spirituellen und gesellschaftlichen Beitrag zur Friedensfindung und Gerechtigkeit einbringen werden und dann Gespräche über Werte und ihre Begründungen stattfinden.

Ökumene

Zur öffentlichen Gestalt und Verantwortung in unserer Gesellschaft gehört ein auf den ersten Blick „innerchristliches Thema“, die Ökumene der christlichen Kirchen. Themen des interkonfessionellen Abendmahls beschäftigen große Tageszeitungen, Fragen der größeren Einheit unserer Kirchen werden von führenden Politikern thematisiert, Medien wie Funk und Fernsehen berichten über Kirchentage, Katholikentage, Ökumenische Kirchentage und bringen dabei auch ihr Unverständnis über Stockungen zum Ausdruck. Ökumenische Studien und Deklarationen sind Legion. An vielen Orten in den Gemeinden wird täglich ökumenisches Arbeiten und Beten praktiziert.

Gleichzeitig haben sich im letzten Jahr auch Probleme im Umgang der großen Kirchen gezeigt, denken wir etwa an die Auseinandersetzungen um die Einheitsübersetzung der Bibel. Es wird über eine „Ökumene der Profile“ diskutiert und mancherorts meinen Beobachter, einen Weg zu einem stärkeren Konfessionalismus zu erkennen. Im Rahmen dieses Bischofsberichts kann ich dieses Thema noch nicht einmal angemessen andeuten. Dies wird an anderer Stelle geschehen.

Ich nenne aber das Thema Ökumene deshalb, um mein persönliches hohes Engagement in dieser Frage kennzeichnen zu können und festzustellen, dass wir im deutschen Südwesten ein ausgesprochen vertrauensvolles Miteinander sowohl in der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen als auch in Besonderheit

mit der römisch-katholischen Kirche pflegen. Ich werde hinter dieses vertrauensvolle Miteinander – auch zwischen den Kirchenleitungen – nicht zurückgehen. Im Gegenteil, ich möchte es vertiefen und verbreitern; das Instrument von Partnerschaftsverträgen zwischen konfessionsverschiedenen Gemeinden scheint mir eine gute Möglichkeit hierfür zu sein. Die Geduld in theologischer Grundsatzarbeit wird dadurch nicht übersprungen.

Darüber hinaus ist die ökumenische Berufung unserer evangelischen Landeskirche immer neu zu leben. Bei meinem Besuch in Genf im April dieses Jahres wurde die Erwartung und Freude an dieser ökumenischen Berufung durch die Generalsekretäre des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) Dr. Samuel Kobia, des Lutherischen Weltbundes (LWB) Dr. Ishmael Noko und des Reformierten Weltbundes (RWB) Pfr. Dr. Setri Nyomi ausgesprochen. Unsere Aufgabe als Gastgeber der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 2010 in Stuttgart wird dem Rechnung tragen.

3. Zukunftsperspektiven

„Wie müssen wir uns verändern, damit wir andere verändern können?“

Dass Kirche immer wieder zu reformieren ist, gehört zu den ekklesiologischen Grundwahrheiten spätestens seit der Reformation. Angesichts der Veränderungsproblematik in unserer Kirche und in unserer Gesellschaft scheint dieser Satz, der manchmal zu routiniertem Nicken geführt hat, von neuem Glanz zu sein.

Das gewaltige Medienecho, welches das Impulspapier des Rates der EKD „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“ derzeit findet, ist bemerkenswert. Es zeigt sich, dass dem Papier ein Impuls zur Diskussion und zum Weiterdenken gelungen ist.

Der Text ist mit der Absicht veröffentlicht worden, eine Diskussion anzuregen, „und in der Hoffnung, dass er Auftakt und Antrieb für eine Reformdebatte auf allen kirchlichen Ebenen und Handlungsfeldern wird“. „Er will denen Mut machen, die unterwegs sind; er will dort Sorgen mindern, wo diese sich lähmend auswirken“ (S. 9).

Gerade wenn wir die großen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse wahrnehmen und ernst nehmen, brauchen wir eine geschärfte Vorstellung von Wesen und Auftrag unserer Kirche. Dazu gehört das intensive missionarische glaubensweckende Engagement unserer Kirche genauso wie das öffentliche Engagement und das Ja-Sagen zu unserer Kirche als geistlichem Raum und als Institution in unserer Gesellschaft. In Abwandlung eines Zitats von Gernot Facius in der Tageszeitung „Die Welt“ ist zu sagen: Leere Kassen oder leer laufende Organisation fordern uns heraus, aber auch die leeren Herzen vieler Menschen.

Wir brauchen immer wieder eine Vision für unsere württembergische Landeskirche und ihre Entwicklung. Natürlich sind es nicht wir, die die Kirche Jesu Christi bauen und erhalten können – das ist der Herr der Kirche selbst. (Ich darf an das Luther-Zitat erinnern, das ich vor meiner Wahl durch die Synode zitiert habe.) Aber wenn wir das wissen, dürfen wir uns über gemeinsam getragene Bilder und Vorstellungen verständigen, um von daher Entscheidungen und Einzelziele zu entwickeln. Ein engagierter Mitarbeiter hat formuliert: „Visionen lassen sich nicht verordnen, tragfähige Leitlinien nicht dekretieren. Sie brauchen Freimut, Geistesgegenwart und Einstimmung. Gemeinsam gefundene Visionen setzen Energien frei.“

Mir begegnet ein ungeheurer Fleiß in unserer Kirche. Viel Gestaltungswille, viel Arbeiten an aufwändigen Instrumenten der Veränderung, viele Großprojekte. Vieles, was in dem Papier der EKD genannt wird, hat in Württemberg schon seit einiger Zeit Projekt- und Reformbemühungen ausgelöst. Ich nenne beispielhaft die Projekte „Notwendiger Wandel“, „Wachsende Kirche“, „Wirtschaftliches Handeln“, „Bildungskonzeption“, „Strukturreformen“. Manchmal habe ich aber den Eindruck, dass uns hier und da die Verständigung über die Ziele aus dem Blick geraten ist. Gerade auf den langen, manchmal zu langen Wegen der Entscheidungsfindung und dann der Umsetzung ist es wichtig, sich immer wieder die Ziele klar zu machen.

Diese Ziele müssen mit theologischen Inhalten, ökonomischer Verantwortung und sachlich angemessener Bewältigung verknüpft werden. Diese drei Eckpunkte eng beieinander zu halten, fällt uns nicht immer leicht. Wir werden durchzubuchstabieren haben, wie wir die Grundannahmen des EKD-Papiers württembergisch leben, gestalten und verändern wollen:

- a) Geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität. Wo evangelisch draufsteht, muss Evangelium erfahrbar sein. In diesem Motiv scheint das biblische Bild vom Licht der Welt auf, von dem Licht, das nicht unter den Scheffel gestellt werden soll (vgl. Lukas 11,33).
- b) Schwerpunktbesetzung statt Vollständigkeit. Kirchliches Wirken muss nicht überall vorhanden sein, wohl aber überall sichtbar. Hier ist an die vielfältige Bedeutung des zeichenhaften Handelns Jesu zu denken (vgl. insbesondere die Heilungs- und Wundergeschichten).
- c) Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Strukturen. Nicht überall muss um des gemeinsamen Zieles willen alles auf dieselbe Weise geschehen; vielmehr kann dasselbe Ziel auch auf verschiedene Weise erreicht werden. Im Bild vom „Leib Christi“ darf man „den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche“ sein (vgl. 1 Korinther 9,20).
- d) Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit. Auch der Fremde soll Gottes Güte erfahren können, auch der Ferne gehört zu Christus. Das Bild von

„Christus als Haupt der Gemeinde“ veranschaulicht, dass seine Gegenwart immer größer und weiter ist als der je eigene Glaube und die je eine Gemeinde (vgl. Kolosser 1,15ff).“ („Kirche der Freiheit“ S. 8)

Diese Punkte sind leicht formuliert und gesagt. Wir haben aber in den letzten Jahren immer wieder erlebt, wie mühsam die entsprechende Gestaltung und Umsetzung ist. Gleichzeitig habe ich aber sehr viel Mut und Vertrauen in unserer Landeskirche wahrgenommen, sehr viel Gestaltungsfreude und geistliche Gelassenheit.

Ich bin der tiefen Überzeugung, dass Evangelischsein in der Evangelischen Landeskirche in Württemberg eine wunderbare Berufung ist und Mut und Kraft, Trost und Hilfe gibt, Gestaltungsfreude und Mitwirkung in der Gesellschaft ermöglicht und einen Hoffnungshorizont eröffnet. Jesus Christus ist in seinem Evangelium unter uns, er erhält diese Kirche und beschenkt sie mit seinem Schatz. Viele Menschen haben das verstanden, treten wieder in die Kirche ein. Auch diejenigen, die in kritischer Distanz verharren, sehen zum Teil die besondere Berufung dieser Landeskirche. Deshalb werde ich als Landesbischof mit großem Engagement für die Einheit dieser Landeskirche werben, die Bau- und Mosaiksteine württembergischer Frömmigkeit in ihren Gemeinschaften, in ökumenischen Initiativen, in sozial- und gesellschaftspolitischem Engagement achten und ehren und unterstützen. Aber eines will ich sichtbar machen, auch in meiner Person und in meinem Amt: Wir suchen als bleibenden Auftrag des Herrn unserer Kirche nach der noch größeren, sichtbaren Einheit des einen Leibes, wir freuen uns der lebendigen Vielfalt in der versöhnten Einheit, aber wir wehren uns mit aller geistlicher Kraft gegen eine selbstgenügsame Zellteilung evangelischer oder anderer Milieus in immer kleinere Karos.

Diese Diffusität dürfen und können wir uns nicht erlauben. Wir wollen das auch nicht. Es wird einen neuen Aufbruch in unserer Landeskirche geben. Die Landeskirche ist nicht nur eine äußere Organisationsform – das ist sie auch –, sondern eine geistliche Größe, die im Leben einer multireligiösen Gesellschaft ihren Platz hat, mit ihr verflochten ist, in sie eingebunden ist und von daher Verantwortung übernimmt. Viele Menschen bringen sich ein, bekennen sich zum Herrn der Kirche und wollen ihr Leben in dieser Perspektive führen. Unsere Kirche ist reich beschenkt mit Menschen, die auf dem Eckstein Jesus Christus aufbauen und ihre Gaben mit anderen teilen, die anderen das Evangelium weitererzählen und dies auch in öffentlichen Zusammenhängen einbringen.

Eine wichtige Fragestellung des öffentlichen Vermittelns unserer Anliegen ist die Einheitlichkeit unseres Redens in Landeskirche und Kirchenbezirken. In der Beweglichkeit, die unsere kirchliche Präsenz vor Ort ausmacht, scheint mir zugleich der Abstimmungs- und Sprachfindungsprozess von besonderer Notwendigkeit zu sein. Unsere politischen Gesprächspartner, unsere Verhandlungspartner achten sensibel auf den Zusammenhang und die Zusammengehörigkeit unserer Argumentation.

■ 4. „Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht“

Es ist gut, dass wir bei all unseren Planungen, bei allen Überlegungen, bei allen Analysen und Feststellungen am Schluss wieder dem biblischen Wort von Josua 1,5b entgegengeführt werden. Es will ja alle unsere Fragestellungen und Aufgaben nicht vergessen machen, sondern in das richtige Licht stellen. Was ist das richtige Licht? Es ist das Licht, das wir nicht unter einen Scheffel stellen, sondern leuchten lassen in dieser Welt. Es ist das Licht, das uns in einem barmherzigen Glanz zeigt, die Dunkelräume des Lebens aufhellt und den großen Freiheitsraum der Kinder Gottes zeigt. Von diesem Licht wollen wir anderen in unserer Gesellschaft etwas zeigen und deshalb bezeugen wir als die eine, heilige und apostolische Kirche in Württemberg und darüber hinaus das Evangelium und bekennen uns zum Gestaltungsauftrag des Glaubens.

Literatur (in Auswahl)

Wilfried Brandt, Von Wichern lernen, in: Wilfried Brandt, Für eine bekennende Diakonie. Beiträge zu einem evangelischen Verständnis des Diakonats, Neukirchen-Vluyn 2001, 45-63.

Christentum und politische Kultur, EKD-Text 63, 1997.

Andreas Feldtkeller, Theologie und Religion. Eine Wissenschaft in ihrem Sinnzusammenhang, Leipzig 2002.

Wolfgang Huber, „Kirche der Reformation am Beginn des 21. Jahrhunderts – Eine Ortsbestimmung“ / Vortrag zum 450-jährigen Reformationsjubiläum in Baden am 4.4.2006.

Eberhard Jüngel, Untergang oder Renaissance der Religion? Überlegungen zu einer schiefen Alternative, in: Materialdienst der EZW, 10/96.

Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006.

Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, hg. v. Wolfgang Huber, Johannes Friedrich und Peter Steinacker, Gütersloh 2006.

Renate Köcher, Die neue Anziehungskraft der Religion. Wachsendes Interesse an Glaube und Kirche, in: FAZ 12.4.2006.

Ulrich H. J. Körtner, Wiederkehr der Religion? Das Christentum zwischen neuer Spiritualität und Gottvergessenheit, Gütersloh 2006.

Ulrich Ruh, in: Herder Korrespondenz Heft 7, Juli 2006, S. 326.

Christoph Schwöbel, Das Richtige tun. Kirche auf der Schwelle zum dritten Jahrtausend, in: EK 29/1996.

Christoph Schwöbel, Die Wahrheit des Glaubens im religiös-weltanschaulichen Pluralismus, in: ders., Christlicher Glaube im Pluralismus, Tübingen 2003, 25-60.



Herausgeber: Evangelisches Medienhaus GmbH,
Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart, im Auftrag des Evangelischen Oberkirchenrats, Stuttgart
Redaktion: Klaus Rieth, Georg Eberhardt, Dr. Evelina Volkmann | Gestaltung: Martina Korroch
Fotos: Britt Moulieu (Foto links); Roland Bräuning und Andreas Müller, Das Fotostudio (Foto rechts)
Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

Bestelladresse: Evangelisches Medienhaus GmbH, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Telefon 0711 22276-26 | Fax 0711 22276-43 | E-Mail: info@evangelisches-medienhaus.de
www.evangelisches-medienhaus.de



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG